

## MEIN ONKEL

Vor zehn Jahren demonstrierten die albanischen Studenten in Prishtina und in den anderen Städten Kosovos, in denen es Hochschulen gab, gegen die Abschaffung der Autonomie von Kosova. Alles in diesem Teil des Balkan begann sich zu verändern. Es mag heute merkwürdig klingen, aber die jungen Leute führten damals Photographien von Tito mit sich, um den neuen serbischen Tiger (Milošević) davon zu überzeugen, daß sie keine Separatisten seien. Sie wollten der Öffentlichkeit zeigen, daß die Albaner keine Banditen waren, die serbische Frauen vergewaltigten und serbische Polizisten verfolgten. Ihrerseits wurden sie von den serbischen Polizisten geschlagen und verfolgt, sooft sie einen Versuch unternahmen, sich zu versammeln. Die neue serbische Verfassung, die nach der Aufhebung der Verfassung von 1974 in Kraft gesetzt wurde, nannten die Albaner: Verfassung der Panzer. Die Serben behaupteten: Der Gerechtigkeit wurde zum Sieg verholfen.

Mein Onkel war damals dreiundfünfzig Jahre alt. Er hatte kaum die Schule besucht. Sein Leben verging bei der Arbeit auf dem Feld. Er gründete eine Familie, baute ein Haus, schuf sich eine solide Existenz, und im übrigen hielt er sich heraus aus fremden Angelegenheiten, wie es sich für einen Albaner gehört, der von seiner Umgebung geachtet sein will. Er war ein Mensch wie jeder andere. Zeitungen, Fernsehen und Radio interessierten ihn nicht. Wie alle Albaner seiner Generation war er ganz und gar verwachsen mit dem Boden. Der albanischen Landbevölkerung gilt das eigene Stück Erde immer noch als Beleg dafür, daß man am Leben ist, als ein Ausdruck der persönlichen Unabhängigkeit. Seinen Heimatkreis verließ mein Onkel so gut wie nie. Vom angestammten Ort einmal wegzugehen, bedeutete für ihn wohl fast dasselbe wie auszuwandern.

Als Serbien die Verfassung außer Kraft setzte, änderte sich bei meinem Onkel etwas, wenn auch nicht viel. Er nahm nun einen kleinen Transistorempfänger aufs Feld mit, um zu hören,

was in den Nachrichten über Kosova und Jugoslawien berichtet wurde. Wenn er abends nach Hause kam, schaltete er gleich den Fernseher ein. Was ihn interessierte, waren die Meldungen über Kosova. Er wurde süchtig nach dem, was man "Nachrichten" nennt. Da er in der Armee Serbisch gelernt hatte (wie jeder männliche Albaner), schaute er in alle Kanäle hinein. Er wurde noch schweigsamer. Oft saß er am Wegrand und schaute über die Felder. Nun, da die Politik in den Wohnzimmern der Albaner Einzug gehalten hatte, pflegte er lakonisch zu sagen: "Dieser Mensch hat beschlossen, die Welt auf den Kopf zu stellen." Er meinte den neuen Tiger.

Dann wurde die Autonomie aufgehoben. In Slowenien, Kroatien und Bosnien herrschte Krieg. Ich studierte damals gerade. Mein Onkel nahm zur Arbeit auf dem Feld noch immer das Transistorradio mit, um die Nachrichten hören zu können. Es gab nun eine Menge mehr zu berichten, aber, wie er in seiner knappen Art bemerkte: "Über Kosova wird kaum geredet." In dem zerfurchten Gesicht unter den grauen Haaren spiegelte sich Schmerz, und seine seltsame Ruhe verstärkte diesen Eindruck noch. Er pflegte noch immer zu sagen: "Dieser Mensch will die Welt umstürzen." Man fand ihn nun öfter vor dem Fernseher. Auch der Tiger wurde allmählich alt, seine grauen, glattgekämmten Haare verloren den Glanz der Krallen, und in dem schrecklichen Blick war nun auch Müdigkeit zu erkennen. Wenn ich meinen Onkel besuchte, erkundigte er sich knapp, was denn die Studenten und die Politiker dort in der Provinzhauptstadt meinten. Ich antwortete, auch sie schauten Fernsehen und hörten Radio, so wie er. Und warteten. Nach dem Tiger fragte er nie. Ich erinnere mich wie heute an den Blick meines Onkels, wenn er den müde schauenden Tiger beobachtete, der auf dem Bildschirm brüllte oder lächelte. Nichts regte sich seiner Miene. Ruhig saß er da. Wie sein Stückchen Erde.

Zum letzten Mal begegnete ich meinem Onkel im Oktober 1997. Er hatte sich nicht verändert, war nur älter geworden, und seine Gedanken lagen noch tiefer verborgen in den Run-

zeln seines Gesichts. Den Transistorempfänger hatte er stets bei sich, er schaltete ihn kaum noch aus, denn fast den ganzen Tag war nun von Kosova die Rede. Knapp fragte er mich, was denn die Deutschen meinten. Ich antwortete, auch sie schauten Fernsehen und hörten Radio. Diesmal hatte ich keine Gelegenheit, die Blicke meines Onkels und des alten Tigers auf dem Bildschirm zu beobachten. Mit der Frau meines Onkels habe ich vor zwei Monaten zum letzten Mal telefoniert. Ich bat sie inständig, in ihn zu dringen, aus Kosova wegzugehen. Seine Antwort fiel knapp aus. "Ich kann mein Stückchen Erde nicht im Stich lassen." Die Tante erzählte mir, er verfolge den ganzen Tag nur die "Neuigkeiten" über Kosova.

Der alte Tiger tritt immer noch im Fernsehen auf. "Er ist dabei, die Welt umzustürzen", würde mein Onkel sagen. Aber er kann nun nichts mehr sagen. Die jungen Tiger des alten Tigers haben meinen Onkel zusammen mit 280 anderen Männern im Dorf Meja bei Gjakova umgebracht. Den alten Tiger kann mein Onkel nicht mehr im Fernsehen beobachten. Mein Onkel ruht nun in seinem Stückchen Erde. Der Tiger fährt fort, "die Welt umzustürzen". Eine Welt ohne meinen Onkel.

## AUS DEM TAGEBUCH

Es ist fürchterlich kalt im Zimmer. Als ich den Vorhang zur Seite ziehe, sehe ich daß der untere Teil der Fensterscheibe eingefroren ist. Alle Teile meines Körpers, die nicht unter der dicken Steppdecke verborgen gewesen sind, fühlen sich eisig an.

Kein Wunder, es gibt keinen Strom. Es gibt auch kein Wasser. Mein Gehirn will so früh an diesem frostigen Morgen noch nicht in Gang kommen. Ich benütze die Wasserreserve in der bulgarischen Coca-Cola-Flasche, um mir wenigstens die Zähne zu putzen. Auf eine Dusche kann ich erst später am Tag hoffen. Oder morgen.

Prishtinazeit. Nachkriegszeit. Es wird sich in diesem Winter auch nichts mehr ändern. Ich will nicht, daß sich an diesem klirrend kalten Morgen etwas bewegt, nicht im Zimmer, nicht im Bad. Gut, wenn die Finger steif werden, während der Stift über das weiße Blatt Papier gleitet, das so unschuldig ist wie der Sonnenstrahl, der durch die Eisschicht auf dem Fenster dringt.

Es geht nicht allen wie mir, hier in Prishtina. Manchen geht es schlechter, manchen auch besser. Ihnen ist wohlig warm, und sie haben heißes Wasser. So kalt kann es auch in Deutschland sein, sagt mir mein Gehirn, das sich mit Gedanken quält.

Als ich mich anziehe, erinnert mich das T-Shirt an die letzte Nacht. *Gin Tonic* steht darauf, und das ist es, was Florina, Nezirs Frau, den ganzen Abend über getrunken hat. Nezir und ich, wir haben Bier getrunken und Witze darüber gerissen, daß es aus Shkopje kam, obwohl es doch der 28. November war und wir den Nationalfeiertag der Albaner feierten. Das Bier unserer mazedonischen Nachbarn ist einfach viel besser als das einheimische. Andererseits hat die Flasche aus Peja viel Ähnlichkeit mit unserem Nationalfeiertag: außen die rote Fahne mit dem schwarzen Doppeladler und drinnen eine ziemlich dünne Brühe.

Dann unterhielten wir uns über das Delirium, das die Hauptstadt durchmacht: Konzerte, Feuerwerk, Empfänge kosovari-

scher und ausländischer Politiker, alle Straßen und Plätze im Schmuck der Fahnen, die ganzen Kinder, die umherrennen, um ja nichts zu versäumen. Wir kommen auf die diesjährigen Sommerferien zu sprechen, an die sich kein Bürger von Prishtina so recht erinnern kann oder mag. Oder man erinnert sich daran, aber nur im Lichte heroischer Verklärung (Das war, als wir für unseren Nationalfeiertag kämpften!). Ungern dagegen denkt man an den Urlaub im Schlamm der Flüchtlingslager in Mazedonien oder Albanien oder in den Wäldern oder in den Kellern oder vor den Bildschirmen und Radiogeräten im Westen. Oder an das ewige Ausruhen so vieler unter der Erde.

Dann tranken wir weiter, und ziemlich viel, Gin Tonic und Bier aus Skopje, und begannen alles zu entschuldigen, für alles einen Grund zu finden, und wir wünschten uns ein frohes nationales Fest, denn schließlich ist es das erste Mal, daß wir es feiern können, wie es uns beliebt, ohne Angst davor, daß jemand (das heißt die serbische Polizei) in diesem Lokal auftaucht und uns die Freude gründlich verdirbt. Danach fahren wir fort zu schimpfen und beklagten uns darüber, daß wir (Albaner) dabei sind, mit unserem Verhalten alle unsere Freunde zu vergraulen, und hinter vorgehaltener Hand nannten wir dieses Verhalten sogar primitiv. Oder hielten es wenigstens für verständlich, daß die anderen (die Ausländer) unser Verhalten primitiv finden und uns mit denen, also den Serben, vergleichen.

Dann haben wir wieder ziemlich viel getrunken, Gin Tonic und Bier, und sind wieder darangegangen, für alles eine Rechtfertigung zu suchen.

Wir fanden, daß sie keine Schuld daran haben, daß sie "so" sind und nicht "so". Schließlich haben hier erdbebenartige Veränderungen stattgefunden. Die Menschen fühlen sich nun frei, aber sie sind es nicht gewohnt, frei zu sein. Deshalb hat die Freiheit für sie keine Grenzen, ist die Freiheit für sie ein Spiel, ein Spiel ohne Grenzen. Alle oder fast alle von ihnen haben in den letzten zehn Jahren alles Serbische als schlecht, abstoßend, bedrohlich erlebt. Deshalb kann man ihnen nur schwer

erklären, daß nicht jeder Serbe schlecht, abstoßend, bedrohlich ist. Außerdem ist es sowieso schon zu spät. Es ist für alles zu spät. Hier hat ein Erdbeben stattgefunden. Manche sind davongekommen, andere nicht. Die Folgen werden noch lange zu spüren sein. Nicht nur in diesem Winter. Nicht nur im nächsten Frühling. Vielleicht für immer. Warten wir es ab. Schauen wir, was kommt. Hier hat es schon viele Erdbeben gegeben, die Menschen werden auch dieses überleben. Obwohl es noch nie so schlimm war wie jetzt. Um ein Haar wäre alles hier zur Wüste geworden.

Dann tranken wir noch mehr Gin Tonic und noch mehr Bier aus Skopje.

Über das nationale Fest, den Fahnentag, redeten wir nur noch wenig. Wir gingen zur Literatur über und unterhielten uns laut, fast so laut wie über die Politik. Wir lästerten über den bekannten kosovarischen Dichter, der von der Opferrolle nicht loskommt und noch immer behauptet, wir hätten mit der Literatur die Nation zu schützen und zu verteidigen versucht. Jetzt, da die Nation gerettet ist, wenn auch nicht durch die Literatur, fragten wir uns, was fangen wir jetzt mit all diesen heroischen Versen und Erzählungen an? Dann sprachen wir von der wirklichen Literatur, sehr viel leiser, aber weniger aus Angst vor den anderen Gästen als vor der wirklichen Literatur.

Und wir tranken noch mehr Gin Tonic und Bier aus Shkopje. So viel, daß ich erst jetzt wieder richtig zu mir komme, mit kalter Nase und kalten Händen, weil sie in der Nacht nicht bedeckt gewesen sind. Und staunend stelle ich fest, daß sich schon ein großer Teil des weißen Blattes mit dunklen Buchstaben gefüllt hat.

Ich möchte meinen Morgenkaffee trinken. Mrika teilt mir mit, ihr Vater sei zu dem umgebrachten Haus gegangen, um die drei Katzen zu füttern. Ich bin mir nicht sicher, ob Nezir wirklich hingehet, um die Katzen zu füttern, oder ob er nur die Ruine besuchen möchte, in der seine ganzen Bücher verbrannt sind. Um allein in der Wüste zu sein, die sich in ihm dehnt, ohne die-

se Bücher. Ich gehe los, um Nezir noch einmal vor der Ruine seines Hauses ohne Bücher zu sehen, alleine mit den Katzen und seinen Erinnerungen.

Alles riecht nach innerem Delirium. Die Stadt liegt in einem schweren, fiebrigen Schlaf. Ich möchte Nezir auch nach dem heutigen Datum fragen, dem 29. November, an dem früher gefeiert wurde, was man Jugoslawien nannte. Bestimmt wird er antworten, daß es Jugoslawien nicht mehr gibt, sondern nur noch Kosova und Serbien. Wir haben mit diesem Feiertag gelebt und wir haben ihn begangen, aber es war mühsam, und deshalb gehört es nun auch schon zur Erinnerung, wie die Ruine von Nezirs Haus und die Asche seiner Bücher.

**Aus dem Albanischen von Joachim Röhm**